

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 1. Januar 2010 um 18 Uhr
Neujahr

„Gott will, dass wir leben, unverzagt und mit einer Vision“

Predigttext: Jakobusbrief 4,13-15

HP Christoph Störmer

Ihr, die ihr sagt: heute oder morgen wollen wir in die oder die Stadt gehen und wollen ein Jahr dort zubringen und Handel treiben und Gewinn machen, - und wisst nicht, was morgen sein wird. Was ist euer Leben? Ein Rauch seid ihr, der eine kleine Zeit bleibt und dann verschwindet. Dagegen solltet ihr sagen: Wenn der Herr will, werden wir leben und dies oder das tun.

Liebe Gemeinde,

wir stehen auf der Schwelle eines neuen Jahres, mehr noch, eines neuen Jahrzehnts – das ist schon ein besonderer Moment.

Wir verlassen einen Raum, einen Zeitraum und blicken zurück. Und wir betreten einen Zeitraum, der noch gar keine deutlichen Konturen hat und der uns doch anfasst, gefühlsmäßig: Was kommt da auf uns, auf mich persönlich, zu?

Zunächst noch einmal ein kurzer Blick zurück:

Liegt hinter uns, wie der SPIEGEL kürzlich titelte, „Das verlorene Jahrzehnt“?

Hinter uns liegt jedenfalls ein Jahrzehnt, das mit Nine Eleven, mit dem 11.

September 2001, also mit einem beispiellosen Terrorakt begann, der in einen, wie es scheint, ausweglosen Krieg gegen den Terror geführt hat und damit in eine Welt mit noch mehr Terror, eine Welt, die unsicherer und ungerechter geworden ist.

Dazu kam die Finanzkrise, in deren Folge die Ärmsten noch ärmer geworden sind, der Hunger in der Welt wieder zunimmt, wie der tapfere und couragierte Jean Ziegler, über viele Jahre UN-Sonderberichterstatter für das Recht auf Nahrung, uns zu Weihnachten gerade in einem aufrüttelnden Abendblatt-Artikel vor Augen geführt hat: Täglich sterben fast 50.000 Menschen an Hunger, das ist im Monat die Einwohnerzahl Hamburgs. Dabei könnte diese Mutter Erde alle ihre Bewohner ernähren.

Und dann liegt hinter uns nicht Hopenhagen, sondern Kopenhagen mit einer gescheiterten Klimakonferenz. Ein verlorenes Jahrzehnt also?

Haben wir nichts Hoffnungsvolles im Gepäck an der Schwelle zum Neuen? Nicht mehr, als ein markiges „Hurra, wir leben noch!“ (letzter SPIEGEL-Titel des Jahres) auf den Lippen?

An der Schwelle zum Neuen ist noch vieles in der Schwebe.

Wir bewegen uns im Ungefähren, in der wundersamen Zeit „zwischen den Jahren“. Ich finde, dieser Schwebezustand hat etwas Gutes.

„Zwischen den Jahren“, das ist ein Niemandsland zwischen dem 25. Dezember bis zum 6. Januar. Das war unsicheres Terrain - bis ins 17. Jahrhundert hinein. Da schloss man als Kaufmann oder Jurist besser keine Verträge ab. Denn für die einen begann das neue Jahr nach altem römischen Kalender mit dem 1. Januar. Für die frühen Christen dagegen markierte der 6. Januar mit der Taufe Jesu den Neujahrstag. Und ab dem vierten Jahrhundert gar galt der 25. Dezember als Geburtstag Christi und Jahresbeginn.

Und heute? Da feiert man die Geburt, das Erscheinen Gottes in dieser Welt, gleich zweimal. Die Westkirche im Dezember, die Ostkirche im Januar. Wunderbar. Denn geblieben ist von dem ehemaligen Durcheinander ein schönes Geschenk. Ein „Dazwischen“, ein „Inter-esse.“ Eine 12tägiges Dazwischen mit Entschleunigungs- und Verinnerlichungsfaktor. Am Anfang die Geburt im Stall „draußen vor der Tür“. Und am Ende die Erleuchtung im Inneren: das Fest der Erscheinung des Herrn, griechisch Epiphania.

Lukas erzählt vom „draußen vor der Tür“, vom Kind im Futtertrog, „denn sie hatten sonst keinen Platz in der Herberge“. Lukas sensibilisiert uns damit für den „fernen Nächsten“, für Menschen ohne Obdach und auf der Flucht. Er sensibilisiert uns für Christus, der uns begegnet in den Geringsten seiner Brüder und Schwestern.

Matthäus orientiert uns anders. Er erzählt von einem „Oben“ und einem „Innen“, einer Bewusstwerdung, die den gestirnten Himmel über uns und das Universum in uns zusammen bringt. Er erzählt von den Magiern aus dem Orient, dem Land der aufgehenden Sonne. Diese lassen sich leiten – von der Kenntnis der Sterne und der Intuition der Träume.

So wie Josef, Marias Mann, sich leiten lässt von Träumen. Aufgrund eines Traumes lässt er sich korrigieren und verlässt – entgegen seiner ursprünglichen Absicht - Maria wegen der ungeklärten Schwangerschaft nicht. Aufgrund eines Traumes flieht er kurz darauf mit Mutter und Kind nach Ägypten und findet dort Asyl und rettet so das Leben des Neugeborenen.

In diesem Raum bewegen wir uns also, wenn wir über die Schwelle in ein neues Jahr treten: zwischen denen da unten, den Hirten, und denen da oben, den Königen, zwischen Krippe und Stern, zwischen äußerem und innerem Erleben, zwischen Traum und Wirklichkeit. Wir bewegen uns in dem Zwischenraum, in dem Träume wirken und die Wirklichkeit zu verändern vermögen.

Dieser 12tägige Zwischenraum verdient unsere Aufmerksamkeit. Denn gerade zu den Zeiten, wo nicht alles verplant ist, mir der Beruf und das äußere Leben eine Atempause gönnen, melden sich vielleicht wichtige Fragen, Aufgaben, Lebensthemen.

In meinem Adventskalender, der übrigens bis zum 6. Januar reicht, las ich dieser Tage den Satz:

„Ich kann meine Träume nicht fristlos entlassen. Ich schulde ihnen noch mein Leben.“ (Friederike Frey)

Wer sagt, Träume sind Schäume, nimmt sich und sein inneres Leben nicht sehr ernst, der schneidet und stutzt sich selber zusammen, der vergräbt vieles, was sich meldet und ins Leben will.

Natürlich träumen wir oft wirres Zeug. Nicht jeder Traum lässt sich entschlüsseln. Nicht jeder Traum enthält eine Botschaft. Und doch: Ohne Träume werden wir krank. Oft sind sie nur wie reinigende Gewitter, kauen durch oder waschen weg die Tagesreste. Doch in ihnen ist oft auch ein Überschuss an Neuem, an noch nicht Gelebten. „Ich habe einen Traum“ – das war die Vision, die einst Martin Luther King beflügelte. Es ist auch eine Kolumne in der ZEIT: Prominente offenbaren sich da mit dem, was sie antreibt. „Ich habe einen Traum“ – das ist auch der Appell an uns, unsere Nachtbilder nicht fristlos zu entlassen, sondern ihnen mit unserem Leben, mit unserer ganzen, vielleicht eingeschlafenen Lebendigkeit auf die Spur zu kommen.

Wir brauchen etwas, was uns motiviert, bewegt, antreibt an der Schwelle eines neuen Jahrzehnts. Dazu gehören unsere Träume. Gut ist es, wenn unsere eigenen Träume sich nähren können an Menschheitsträumen. Jesus war so einer, der das konnte. Wir haben es gehört im heutigen Evangeliumstext. Er betritt eine Synagoge und liest, wie es üblich ist in der jüdischen Gemeinde bis heute, den Abschnitt, der dran ist an diesem Sabbat (Lukas 4, 16ff.)

Und was macht Jesus nach der Lesung?

Er eignet sich den Traum des Propheten Jesaja an, er macht ihn sich zu eigen: Nicht irgendwem gilt das Wort, nicht irgendwann, am Sankt Nimmerleinstag, erfüllt es sich, sondern heute gilt es, jetzt wird es wahr.

„Der Geist des HERRN ist auf mir und ich bin gesandt, den Gefangenen zu sagen, dass sie frei sein sollen, den Blinden, dass sie sehen sollen, den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen – ein Gnadenjahr des Herrn bricht an!“

Das ist kühn gedacht und tapfer gesagt. Auf der Schwelle zum Neuen, wo wir noch nicht sehen, was kommt, ist es gut, sich so beauftragt, so instruiert zu wissen, die Vision des Jesaja als Nährstoff und Inspiration für den Alltag bei sich zu haben. Ich kann dann immer wieder Maß nehmen und meinen Kleinmut mit Gottes Großmut in Beziehung setzen. Und daraus Spannkraft bekommen. Gottes Wille setzt voraus, ich setze nach, so gut ich kann.

So gut ich kann. Manchmal kann ich nicht. Manchmal verlieren wir allen Mut. Wenn uns Schlimmes zustößt. Wenn ein Mensch Unsägliches durchmacht, sein Leben zum Alptraum wird, alle guten Träume verflogen sind – was dann? Dann hat vielleicht auch Jesus in seiner Not, in seiner Einsamkeit und seinem Verlassensein, Zuflucht gesucht bei den Worten, die wir ebenfalls heute aufgenommen haben in unser Gepäck für ein neues Jahr. Jene Worte, die einst dem verwaisten Josua – sein großes Vorbild Moses war gerade gestorben - von Gott zuteil wurden:

„Siehe, ich habe dir geboten, dass du getrost und unverzagt seist. Lass dir nicht grauen und entsetze dich nicht, denn der HERRR, dein Gott, ist mit dir in allem, was du tun wirst.“ (Josua 1,9)

Wie tröstlich, wenn das als Gewissheit in uns wachsen kann: da ist ein Gott mit mir, eine Gotteskraft bei mir in allem, was ich tue, in allem, was mir widerfährt.

So mit Bibelenergie versorgt, dem Trostwort des Josuabuchs und der Vision eines Jesaja, die Jesus ins wirkliche Leben zieht, bin ich schon fast bereit, hinein zu treten in das unbekanntes neue Jahr. Doch zuvor stoße ich als Drittes noch auf die wenigen Zeilen aus dem Jakobusbrief (4,13-15), die schon sehr geschäftig klingen:

Ihr, die ihr sagt: heute oder morgen wollen wir in die oder die Stadt gehen und wollen ein Jahr dort zubringen und Handel treiben und Gewinn machen, - und wisst nicht, was morgen sein wird. Was ist euer Leben? Ein Rauch seid ihr, der eine kleine Zeit bleibt und dann verschwindet. Dagegen solltet ihr sagen: Wenn der Herr will, werden wir leben und dies oder das tun.

Das klingt zunächst nüchtern und realpolitisch. Da ziehen sie wieder los, die Banker und Finanzmanager mit ihren Laptops und Smartphones, in diese oder jene Stadt, um Handel zu treiben und Gewinn zu machen. Also alles wie gehabt? Kann man nicht im neuen Jahr auch andere Akzente setzen, versuchsweise? Nicht Gewinne maximieren, sondern Freunde gewinnen durch ein neues, anderes Wirtschaften, bei dem Fairness, Gerechtigkeit, Klimaschutz oberste Gebote sind?

Ich möchte ins neue Jahr nicht nur mit den Mutmachtexten der Bibel ziehen, sondern ich will auch mitnehmen die Steilvorlage des Bundesverfassungsgerichts, das Urteil vom 1. Dezember 2009 gegen die Berliner Ladenöffnungszeiten: „Sonntage und gesetzliche Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung geschützt.“ So steht es seit 90 Jahren in der Verfassung, und das soll so bleiben. Also weiß ich mich aufgefordert, einmal in der Woche die Hamsterräder und Wirtschaftskreisläufe zum Stillstand zu bringen. Einmal in der Woche die Seele erheben statt große Aufgaben zu stemmen. Einmal die Seele erheben statt an großen oder kleinen Rädern zu drehen. Und wie das biblische Gebot zum Feiertag sagt: auch den Tieren eine Pause gönnen. Also wenigstens einmal die Woche – und warum nicht auch immer öfter? - auf Fleischkonsum verzichten. Das würde mir und der Menschheit, dem Klima und den Ärmsten, gut tun.

Wir sind also alle eingeladen, einmal in der Woche die Welt ein bisschen zu retten – durch Nichtstun und indem wir die Mitkreatur leben lassen.

Entschuldige, lieber Jakobus, wenn ich dich ein weiteres Mal unterbreche: Ich stolpere über deine Formel „So Gott will und wir leben“. Ich bin einverstanden, wenn du damit meinst: Wir sollen nicht so tun, als hätten wir die Dinge im Griff und unser Leben selber in der Hand. Doch ich würde widersprechen, wenn du sagen wolltest: jede Not, jeder Tod sei Gottes Wille.

Gottes Wille ist, dass wir leben. Leben in der Gewissheit, dass uns nichts, auch nicht der Tod, zu scheiden vermag von der Liebe Gottes. Gottes Wille ist, dass wir in sein Wollen hinein wachsen und uns nicht festklammern an unserem eigenen Wollen. Deshalb üben wir uns ein in Gottes Willen, indem wir auch heute beten: Dein Wille geschehe.

Amen.